

## Sherlock Holmes: *The Hound of the Baskervilles*

### 1. Spurensuche in der Postmoderne

Die Binnengeschichte von Umberto Ecos Roman *Der Name der Rose* beginnt mit folgender Szene: Um das Jahr 1327 zieht der blutjunge Benediktiner-Novize Adson unter der »Obhut eines gelehrten Franziskaners, des Bruders William von Baskerville«,<sup>1</sup> zu einer bedeutenden Abtei in den italienischen Alpen. Als die Beiden kurz vor dem Ziel auf erregte Mönche stoßen, weiß William von Baskerville längst, worum es geht, und hat auch schon die Lösung parat:

»Nun«, antwortete William, »es liegt doch auf der Hand, daß Ihr Brunellus sucht, das Lieblingspferd Eures Abtes, den besten Renner in Eurem Stall; einen Rappen, fünf Fuß hoch, mit prächtigem Schweif; kleine runde Hufe, aber sehr regelmäßiger Galopp; schmaler Kopf, feine Ohren, aber große Augen. Er ist nach rechts gelaufen, ich sage es Euch, und auf jeden Fall sollt Ihr Euch beeilen.«<sup>2</sup>

Natürlich wird genau ein solches Pferd vermisst und eben dort gefunden, wo William das prognostiziert. Geschlossen hat er all das – nicht bloß die Größe des Pferdes, sondern auch seine Bedeutung im Kloster und sogar den Namen – aus nichts als aus ein paar Hufspuren im Schnee, einigen abgeknickten Zweigen und wenigen Haaren an einem Maulbeerstrauch.

Genaueste Lektüre der Zeichen, »mit denen die Welt zu uns spricht wie ein großes Buch«<sup>3</sup>, und vernünftige Schlussfolgerungen daraus – das ist die Methode, mit der William von Baskerville im frühen 14. Jahrhundert arbeitet. Der Franziskanerbruder stützt sich insofern – auch bei den Todesfällen, die später im Kloster geschehen und um deren Aufklärung er sich bemüht – auf die Methode der so genannten »Abduktion«. Dieses Verfahren ist durch den amerikanischen Wissenschaftstheoretiker Charles S. Peirce (1839-1914), auf den der Begriff »Abduktion« zurückgeht, als Vorgang definiert worden, »in dem eine erklärende Hypothese gebildet wird«<sup>5</sup>. Die Besonderheit der Abduktion liegt dabei darin, dass sie das einzige Verfahren einer Schlussfolgerung darstellt, das eine tatsächliche Erweiterung des Wissens zur Folge hat – um den Preis allerdings, dass man sich auch irren kann. Alle anderen logischen Schlüsse decken demgegenüber immer nur auf, was in ihren Prämissen bereits enthalten ist. Insofern unterscheidet sich die Abduktion grundsätzlich von den verwandten Praktiken der

<sup>1</sup> Umberto Eco: *Der Name der Rose*. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber. München 1982, S. 20.

<sup>2</sup> Eco: *Name der Rose*, S. 32.

<sup>3</sup> Eco: *Name der Rose*, S. 34.

<sup>5</sup> Peirce, Charles S.: *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Herausgegeben von Karl-Otto Apel. Frankfurt am Main (stw 945) 1991.

Deduktion bzw. der Induktion, kann aber ausschließlich in Verbindung mit diesen zur Anwendung kommen. Wie Peirce erläutert, wird zunächst eine Hypothese gebildet, die alle vorliegenden Daten in einen plausiblen Zusammenhang bringt. Im nächsten Schritt leitet man aus dieser Hypothese per Deduktion Vorhersagen ab und prüft diese zuletzt durch Induktion wieder darauf, ob die Fakten ihre vermutete Erklärung – die ursprüngliche Hypothese – tatsächlich verifizieren oder nicht. Wichtig ist dabei also, dass die Abduktion allein mit Wahrscheinlichkeiten operiert. Ein abduktiver Schluss kann folglich nie absolut zuverlässig sein, sondern bloß mehr oder weniger nahe liegend, und daher muss jede abduktive Schlussfolgerung notwendig der Wirklichkeit ausgesetzt werden, wenn man wirklich wissen will, ob man Recht hat oder nicht.

Adson bewundert seinen Herrn und Meister gebührend für dessen ungewöhnlich erfolgreichen Umgang mit der Abduktion: »Er vermochte nicht nur im großen Buch der Natur zu lesen, sondern auch in der Art und Weise, wie die Mönche gemeinhin die Bücher der Schrift zu lesen und durch sie zu denken pflegten«<sup>6</sup>. Freilich ist es wohl weniger das ›Buch der Natur‹ und schon gar nicht die Bibel gewesen, woran William von Baskerville seine Vernunft geschult hat – wie schon sein Name verrät, hat Umberto Eco's Meisterdetektiv seine Methoden vielmehr an weit konkreteren und auch jüngeren Büchern gelernt: an den Kriminalerzählungen bzw. Kriminalromanen des Schotten Arthur Conan Doyle nämlich. Dass das historisch abwegig ist, weil ein Mönch des frühen 14. Jahrhunderts kaum bei einem Erfolgsschriftsteller des späten 19. Jahrhunderts in die Schule gegangen sein kann, braucht niemanden zu irritieren – in der Literatur der Postmoderne, deren größter Erfolg *Der Name der Rose* nun einmal ist, sind solche Anachronismen gang und gäbe und haben dort auch ihr gutes Recht.

William von Baskerville im *Namen der Rose* ist jedenfalls ein Detektiv ganz aus dem Geist von Conan Doyles Sherlock Holmes, dem bis heute sprichwörtlich gebliebenen Musterbild eines rationalen Ermittlers. Dass der einstige Novize Adson als alter Mann seine mit William von Baskerville erlebten Klosterabenteuer aufgeschrieben hat und uns Lesern damit das hinterlässt, was wir als Umberto Eco's Welterfolg von 1980 kennen – das ist in diesem Zusammenhang geradezu unvermeidlich. ›Adson‹ klingt – alles andere als zufällig – sehr ähnlich wie ›Watson‹, und der Arzt Dr. Watson ist bei Conan Doyle nicht bloß Freund und Helfer von Sherlock Holmes, sondern auch derjenige, der die frappierenden Kriminalfälle bzw. deren immer noch frappierende Auflösung beschreibt und veröffentlicht. Genau genommen spielt *Der Name der Rose* daher gar nicht in einer mittelalterlichen Abtei, sondern

---

<sup>6</sup> Eco: *Name der Rose*, S. 35.

buchstäblich in der Trivilliteratur der Zeit um 1900. Umberto Eco hat die entsprechenden Spuren dorthin derart deutlich gelegt, dass kein Leser über das außerordentliche Ingenium eines Sherlock Holmes verfügen muss, um zur richtigen Erklärung zu gelangen.

## 2. Der berühmteste Detektiv der Weltliteratur – Romankonzept

Folgende Abduktion ist jedenfalls alles andere als gewagt: Umberto Ecos William von Baskerville stellt eine postmoderne ›Übermalung‹ von Conan Doyles Detektiv-Figur dar. Um das mit Nachdruck vor Augen zu führen, verweist sein Name auch auf den prominentesten Kriminalfall, den Sherlock Holmes unter tätiger Mithilfe von Dr. Watson gelöst hat: *The Hound of the Baskervilles* – zwischen August 1901 und April 1902 als Fortsetzungsroman im *Strand Magazine* erschienen und im Deutschen zuerst falsch als *Der Hund von Baskerville* übersetzt – richtig ist eigentlich nur *Der Hund der Baskervilles*, weil nicht der Ort im Vordergrund steht, sondern die Familie.

*The Hound of the Baskervilles* ist ein Kriminalfall, mit dem es Sherlock Holmes relativ spät zu tun bekommt. Der schottische Arzt Arthur Conan Doyle hat seinen Privatdetektiv erstmals in der 1887 erschienenen Geschichte *A Study in Scarlet* alles wieder in Ordnung bringen lassen: dort bereits in Gesellschaft des biedereren und nicht besonders erfolgreichen Arztes Dr. Watson, der beruflich zu wenig ausgelastet ist und daher die Muße besitzt, Sherlock Holmes nicht bloß zu assistieren, sondern ihn auch zum literarischen Helden von bald europaweitem Ruhm zu machen.

Natürlich darf man in Dr. Watson so etwas wie das *alter ego* seines Verfassers sehen, aber die biografischen Übereinstimmung sind doch dünn: Beide sind Ärzte und beide schreiben – während Conan Doyle aber immer fiktive Geschichten publiziert und neben den Sherlock-Holmes-Stories auch eine Reihe von historischen und/oder mystischen Romanen verfasst hat, beschränkt sich Dr. Watson darauf, ein getreuer Chronist dessen zu sein, was er als harmloserer Freund des Meisterdetektivs miterlebt und mitgeleistet hat. Demzufolge ist Dr. Watson auch eine letztlich durchschnittliche Persönlichkeit und bis auf die Knochen vernünftig – sein Autor hat sich demgegenüber nicht bloß in einer Freimaurerloge engagiert, sondern am Krieg gegen die Buren in Südafrika teilgenommen und nach dem Ersten Weltkrieg neben Zukunftsromanen à la Jules Vernes auch Propaganda für den Spiritismus betrieben.

Conan Doyle hat bis 1927 insgesamt 56 Kurzgeschichten und vier Romane mit den Abenteuern seiner Figur verfasst. Der Publikumserfolg ist so groß gewesen, dass Conan Doyle ab 1891 vom Schreiben gut leben konnte. Schon 1893 scheint ihm seine Erfindung aber über den Kopf gewachsen zu sein: Jedenfalls kommt Sherlock Holmes in der Erzählung *The Final Problem* im Kampf mit Prof. Moriarty – seinem einzigen ebenbürtigen Gegner – ums Leben. Beide stürzen in den Schweizer Reichenbach-Fällen in die Tiefe – an einer Stelle allerdings, an der die Leichen nicht geborgen werden können. Das stellt einen glücklichen Umstand dar, weil Conan Doyle durch beharrlichen Protest seines Lesepublikums dazu gezwungen wurde, die Abenteuer Sherlock Holmes trotzdem fortzusetzen. Scheinbar ›postum‹ erscheint daher ab 1901 der Fortsetzungsroman des *Hound of the Baskervilles*, den man sich zeitlich vor der fatalen Begegnung mit Prof. Moriarty denken muss – in der Kurzgeschichte *The Empty House* von 1902 kehrt Sherlock Holmes dann aber leibhaftig von den Toten zurück: Er ist gar nicht abgestürzt, sondern hat sich durch eine asiatische Kampftechnik retten können und anschließend jahrelang verborgen gehalten, um vor der Rache der Gefolgsleute Moriartys geschützt zu sein.

### 3. Literarische Vorlagen

Conan Doyle hat Sherlock Holmes und Dr. Watson nicht ganz frei erfunden. Mit dem ungleichen Paar folgt er vielmehr einem Muster des eigentlichen Erfinders der Kriminalgeschichte: Edgar Allan Poe. In dessen *Murders in the Rue Morgue* von 1841 und zwei weiteren Erzählungen lässt der amerikanische Autor einen französischen Privatmann namens Auguste Dupin durch logische Überlegung (›ratiocination‹) Problemfälle lösen, an denen die Fachleute gescheitert sind – Dupins ungenannter Freund, der mit ihm alles erlebt, überliefert das verblüffende Vorgehen Dupins in ähnlicher Weise wie später Dr. Watson der literarischen Öffentlichkeit.

Sherlock Holmes ist sich seiner geistigen Verwandtschaft mit Poes Helden bewusst, fühlt sich dieser ohnehin bloß literarischen Figur aber durchaus überlegen: »Nun, meiner Ansicht nach war Dupin ein ziemlich zweitrangiger Bursche. [...] Er besaß ein gewisses analytisches Talent, keine Frage; aber auf keinen Fall war er die Ausnahmeerscheinung, als die ihn sich Poe offenbar vorstellte«<sup>7</sup>.

<sup>7</sup> Arthur Conan Doyle: *A Study in Scarlet*. In: Ders.: *The Penguin complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 15-86. Hier S. 23f (›Now, in my opinion, Dupin was a very inferior

Sherlock Holmes führt das fort, was Auguste Dupin entwickelt hat, d. h. er vervollkommnet dessen Methoden – Dr. Watson betont jedenfalls, sein bewunderter Freund habe die Detektion beinahe zu einer exakten Wissenschaft gemacht<sup>8</sup>. Schon allein aus dem Grund, dass Dupin bloß mit drei Fällen zu tun hat, während Sherlock Holmes in gut 20 mal so vielen Situationen brilliert, erklärt sich, dass der Londoner Ermittler persönlich bzw. psychologisch weit komplexer auftritt als der amerikanisch-französische. Beide sind an sich Amateure, aber Sherlock Holmes arbeitet bereits routinemäßig – als Privatdetektiv gewissermaßen. Beide verstehen sich als Künstler und betreiben ihre Nachforschungen einerseits vollkommen rational, sind sich andererseits aber der Bedeutung der Einbildungskraft bewusst und interessieren sich nicht für gewöhnliche Probleme – es müssen schon ganz außerordentliche Sachverhalte vorliegen, die eben auch den ästhetischen Hauptreiz höchster Schwierigkeit mit sich bringen. Für Sherlock Holmes gilt das noch weit mehr als für den Prototyp eines Detektivs bei Edgar Allan Poe, wie Dr. Watson bestätigt:

Viele Fälle finde ich tragisch, manche komisch, eine große Zahl einfach seltsam, aber nicht alltäglich. Weil er mehr um der Liebe zu seiner Kunst willen als der Bereicherung wegen arbeitete, weigerte er sich, mit einer Untersuchung befasst zu werden, die nicht etwas Ungewöhnliches oder gar Fantastisches an sich hatte (Übersetzung AM)<sup>9</sup>.

Wie es in der Literatur um 1900 gar nicht anders möglich ist, wird die künstlerische Seite in Sherlock Holmes vererbungstheoretisch begründet: Eine seiner Großmütter ist die Schwester des französischen Malers Horace Vernet gewesen und hat insofern Artistenblut in die ansonsten belanglose Familie aus dem niederen Landadel gebracht<sup>10</sup>: Sherlock Holmes, eine Art Sonderling, will mit seiner Familie freilich aus Prinzip nichts zu tun haben und trifft sich bloß gelegentlich mit seinem älteren Bruder Mycroft, der in britischen Staatsdiensten Karriere macht und noch bei weitem seltsamer als Sherlock ist – bei ihm handelt es sich unter Anderem um den Gründer des *Diogenes Club*, in dem sich die ungeselligsten Männer von London treffen.<sup>11</sup>

---

fellow. [...] He had some analytical genius, no doubt; but he was by no means such a phenomenon as Poe appeared to imagine.«).

<sup>8</sup> Vgl. Conan Doyle: *A Study in Scarlet*, S. 23.

<sup>9</sup> Doyle: *Adventures of Sherlock Holmes*. In: Ders.: *The Penguin Complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 161-332. Hier S. 257 (»On glancing over my notes of the seventy odd cases [...], I find many tragic, some comic, a large number merely strange, but none commonplace; for, working as he did rather for the love of his art than for the acquirement of wealth, he refused himself to associate himself with any investigation which did not tend towards the unusual, and even the fantastic.«).

<sup>10</sup> Vgl. Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*. In: Ders.: *The Penguin complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 335-480. Hier S. 435.

<sup>11</sup> Vgl. Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*, S. 436 (»It is for the convenience of these that the Diogenes Club was started, and it now contains the most unsociable and unclubable men in town.«).

#### 4. Die Figur Sherlock Holmes – ein Genie der Kriminalistik

Sherlock Holmes braucht seinen Helfer – man hat ihn gelegentlich mit Goethes Eckermann verglichen – keineswegs bloß als »Wetzstein« für seinen Geist<sup>12</sup>, wie Watson einmal bescheiden vermerkt. Über diese Funktion hinaus, mit den Schwächen seiner Normalität die geniale Intelligenz zu stimulieren, ist der biedere, ganz und gar durchschnittliche Gegenpart schon erzählerisch unverzichtbar, weil der Kontrast mit der Normalität erst die Besonderheit des eigentlichen Helden hervorhebt. Sherlock Holmes erscheint – gerade an Dr. Watson gespiegelt – als schlechterdings überlegen: immer vollkommen selbstbeherrscht und scheinbar emotionslos – daher eher kalt als ruhig wirkend; ungemein präzise in seinen Beobachtungen und blitzschnell in den daraus abgeleiteten Folgerungen – gelegentlich geradezu verletzend selbstsicher und in Ausnahmefällen auch ausgesprochen ironisch.

Beispielsweise beginnt die Erzählung vom *Hound of the Baskervilles* damit, dass Sherlock Holmes – scheinbar! – die Gedanken Dr. Watsons lesen kann, obwohl er diesem gerade den Rücken zuwendet – Holmes hat aber keineswegs Augen am Hinterkopf, sondern bloß eine mit Silber beschlagene und gut polierte Kaffeekanne vor sich, in der sich Dr. Watson spiegelt (in zwei anderen Fällen legt Sherlock Holmes allerdings durchaus Wert darauf, den Gedankengängen Anderer mindestens ebenso gut wie Poes Auguste Dupin folgen zu können<sup>13</sup>).

Von Hause aus ein exzellenter Chemiker, verfügt Sherlock Holmes über Spezialkenntnisse in noch vielen anderen Disziplinen (z. B. hat er eine Abhandlung über unterschiedliche Tabak-Aschen veröffentlicht) und ist stets mit aktuellen Nachschlagewerken unterschiedlichster Art versorgt. Nicht selten findet er den entscheidenden Hinweis bei der passionierten Lektüre der Tageszeitungen; sein geradezu lückenloses Gedächtnis kann ihn daher mit Präzedenzfällen in anderen Ländern versorgen und hilft ihm, verstreute Spuren zusammenzuführen. Natürlich arbeitet Sherlock Holmes auch mit den je fortschrittlichsten Methoden der Kriminalistik seiner Zeit (z. B. benutzt er Fingerabdrücke, bevor das bei der Polizei Routine geworden ist), und er bedient sich bereits aktiv der Massenmedien: So gibt er etwa fingierte

<sup>12</sup> Vgl. Conan Doyle: *The Case Book of Sherlock Holmes*. In: Ders.: *The Penguin complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 984-1122. Hier S. 1071 (»I was a whetstone for his mind.«).

<sup>13</sup> Vgl. Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*, S. 423 / *The Case Book of Sherlock Holmes*, S. 888 (»You remember, [...] that some little time ago, when I read you the passage in one of Poe's sketches, in which a close reasoner follows the unspoken thoughts of his companion, you were inclined to treat the matter as a mere *tour de force* of the author. On my remarking that I was constantly in the habit of doing the same thing you expressed incredulity.«).

Zeitungsannoncen auf, um einen Täter in die Falle zu locken. Selbstverständlich befindet sich Sherlock Holmes auch körperlich stets in Bestform und ist überhaupt einer der leistungsfähigsten Boxer seiner Gewichtsklasse<sup>14</sup>. Zugleich hat er freilich allerdings einige Laster, oder besser ›Schwachstellen‹, worin er zum Vorbild gerade für die vielen Kommissare der Gegenwartsliteratur bzw. des Fernsehens geworden ist: Wenn es sein muss, verstößt Sherlock Holmes durchaus selbst gegen die Gesetze und erlaubt sich z. B. einen Einbruch; unter Anspannung wird er zum Kettenraucher; bei Langeweile greift er notfalls zu Kokain oder Morphinum<sup>15</sup>, um seinem Geist diejenigen Anregungen zu geben, ohne die er nicht existieren könnte: »Ich wusste aus Erfahrung, dass das Gehirn meines Kameraden derart abnormal aktiv war, dass es gefährlich gewesen wäre, es ohne Material zu lassen, mit dem es sich beschäftigen konnte«<sup>16</sup>.

So sehr seine Gleichgültigkeit in Alltagsdingen für seine Vermieterin eine Plage sein mag und auch Dr. Watson immer wieder stört (seine Schießübungen hält Sherlock Holmes gern in der eigenen Wohnung ab) – das psychologische Hauptproblem liegt wohl in seiner »Aversion gegen Frauen«<sup>17</sup>. Das mag sich nicht zuletzt daraus erklären, dass es eine Frau gewesen ist, die ihm eine seiner seltenen Niederlagen zugefügt hat: Irene Adler in *A Scandal in Bohemia*. Als guter Engländer verhält sich Holmes der Damenwelt gegenüber natürlich trotzdem als vollendeter Gentleman: »Im Umgang mit Frauen war er von bemerkenswerter Sanftheit und Höflichkeit. Er hatte eine Abneigung gegen das andere Geschlecht und misstraute ihm, aber er war stets ein ritterlicher Gegenspieler«<sup>18</sup>.

Summa summarum stellt Dr. Watson seinen Freund als einen scheinbar emotionslosen Charakter dar, der seiner außergewöhnlichen Eigenschaften wegen zwangsläufig ungesellig ist und sich von normalen Menschen nur ungern stören lässt. Das gilt ganz besonders auch für die eigentliche Polizei, die in Conan Doyles Kriminalgeschichten fast immer nur zu dem Zweck auftaucht, Fehler zu machen und die Fälle durch Inkompetenz zu komplizieren. Eine

---

<sup>14</sup> Vgl. Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*, S. 351 (»he was undoubtedly one of the finest boxers of his weight«).

<sup>15</sup> Vgl. Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*, S. 351 (»That he should have kept himself in training under such circumstances is remarkable, but his diet was usually of the sparest, and his habits were simple to the verge of austerity. Save for the occasional use of cocaine, he had no vices, and he only turned to the drug as a protest against the monotony of existence when cases were scanty and the papers uninteresting.«)

<sup>16</sup> Arthur Conan Doyle: *The Return of Sherlock Holmes*. In: Ders.: *The Penguin complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 483-666. Hier S. 622 (»for I knew by experience that my companion's brain was so abnormally active that it was dangerous to leave it without material upon which to work.«)

<sup>17</sup> Arthur Conan Doyle: *His Last Bow*. In: Ders.: *The Penguin complete Sherlock Holmes*. With a preface by Christopher Morley. London, 1981. S. 869-982. Hier S. 932 (»for he had a remarkable gentleness and courtesy in his dealings with women. He disliked and distrusted the sex, but he was always a chivalrous opponent.«).

<sup>18</sup> Conan Doyle: *His Last Bow*, S. 932.

Ausnahme macht hier nur der rechtschaffene, wenngleich intellektuell beschränkte Inspektor Lestrade von Scotland Yard, der in der ersten *Sherlock Holmes*-Geschichte eine nicht eben rühmliche Rolle spielt und sich später immerhin nach Kräften bemüht, von seinem Vorbild zu lernen.

Was die Polizei in ihren besten Augenblicken leisten kann, das ist halbwegs sachverständiges Handwerk – Sherlock Holmes ist demgegenüber ein Künstler, der sich seiner Genialität auch bewusst ist und dafür die unvermeidliche Einsamkeit des Genies in Kauf nimmt. Umso mehr will er für seine Leistungen aber auch gewürdigt werden – weniger finanziell als in der Literatur, und das trägt Dr. Watson gelegentlich einen Tadel ein, weil er sich in seinen Darstellungen zu sehr an die Oberfläche der Geschehnisse hält, anstatt das eigentlich Entscheidende herauszuarbeiten:

»Nein, es ist keine Selbstsucht oder Dünkel«, sagte er [...]. »Wenn ich verlange, dass meiner Kunst ihr volles Recht erwiesen wird, dann ist das eine unpersönliche Sache – etwas, das über mich hinausgeht. Verbrechen ist alltäglich. Logik ist selten. Daher sollten Sie sich mehr um die Logik als um das Verbrechen kümmern.«<sup>19</sup>.

Freilich ist Watson für die Banalität seiner Erzählungen nur zum Teil verantwortlich, weil eben auch die Verbrecher nicht mehr das sind, was sie einmal waren: »Doch freilich, ich darf Ihnen Ihre Trivialität nicht zum Vorwurf machen, weil die Zeit der großen Fälle vorbei ist. Der Mensch, oder zumindest der verbrecherische Mensch, hat alle Tatkraft und Originalität verloren«.

## 5. Die Handlung des *Hundes der Baskervilles*

Auf den *Hound of the Baskervilles* – angeblich der meistgelesene Roman der Welt und nach Mary Shelleys *Frankenstein* auch das meistverfilmte Buch (wenn man von der Bibel einmal absieht) – trifft Sherlock Holmes' Vorwurf der Trivialität bestimmt nicht zu. Das ist die am raffiniertesten erzählte Geschichte um Sherlock Holmes und zugleich diejenige, in der alle Charakterzüge der Serienfiguren in ihrem Gegen- und Miteinander am besten zur Geltung kommen. Die zum größten Teil im Südwesten Englands spielende Handlung bietet nicht bloß

<sup>19</sup> Conan Doyle: *The Adventures of Sherlock Holmes*, S. 317 (»No, it is not selfishness or conceit,« said he [...]. »If I claim full justice for my art, it is because it is an impersonal thing – a thing beyond myself. Crime is common. Logic is rare. Therefore it is upon the logic rather than upon the crime that you should dwell.« [...]) »But, indeed, if you are trivial, I cannot blame you, for the days of the great cases are past. Man, or at least criminal man, has lost all enterprise and originality.« ).



die übliche Krimi-Spannung (›wer ist der Täter?‹), sondern gibt auch Anlass zum Gruseln – wobei zum Schluss natürlich alles doch seine rationale Auflösung findet.

Besonders glücklich war dabei die Wahl des Schauplatzes: *The Hound of the Baskervilles* spielt hauptsächlich im Dartmoor, einer urzeitlichen Hügellandschaft in der Grafschaft Devon, die selbst heute und bei Tageslicht noch etwas Schauriges an sich hat. Natürlich beginnt die Erzählung zunächst aber – wie immer – in Sherlock Holmes' Londoner Wohnung Baker Street 221b. Im Unterschied zu sonst ist der Besucher, der die Handlung in Gang bringt, schon am Vorabend da gewesen und hat seinen Gehstock vergessen, was Holmes und Watson willkommene Gelegenheit bietet, sich erste Gedanken über die Identität des Klienten zu machen. Kurz und gut: Es handelt sich um Dr. Mortimer, den Hausarzt des vor drei Monaten auf seinem Landsitz Baskerville Hall rätselhaft ums Leben gekommenen Sir Charles Baskerville. Der sehr reiche Landadelige hat im abgelegenen Dartmoor fast allein gelebt und ist eines Nachts von seinem Diener in einiger Entfernung vom Haus tot aufgefunden worden – und zwar ohne Anzeichen einer äußerlichen Gewalteinwirkung.

Dr. Mortimer weiß, dass Sir Charles schwer herzkrank war und ein Schock ihn durchaus das Leben kosten konnte. Damit beginnt das Rätsel: Auf der Familie der Baskervilles lastet ein Fluch, seitdem der Urahn Hugo Baskerville 1742 ein Bauernmädchen misshandelt und umgebracht hat – ein riesiger und übernatürlicher Hund soll den Täter damals noch am Ort seines Verbrechens zerfleischt haben. Das Heulen dieses gespenstischen Hundes ist in jüngster Zeit von glaubwürdigen Zeugen wieder mehrfach wahrgenommen worden – Dr. Mortimer, der als Arzt ein eigentlich vernünftiger Mann ist, wagt daher eine spiritualistische Erklärung des Sachverhalts nicht mehr auszuschließen: Am Fundort der Leiche sind nämlich die Pfotenspuren eines außerordentlich großen Hundes gefunden worden. Mortimer bittet Sherlock Holmes um Hilfe, weil der junge, in Amerika aufgewachsene Erbe nach Baskerville Hall kommt und durchaus damit zu rechnen ist, dass auch ihm Gefahr droht.

Diese Atmosphäre von Bedrohung überträgt sich nicht bloß auf den Erzähler Watson, sondern über diesen auch auf den Leser, zumal es wirklich Anlass zur Besorgnis gibt: Sir Charles ist die letzten Meter seines Lebens offenbar auf Zehenspitzen gegangen, wie seine Fußspuren belegen. Das ist für Sherlock Holmes der erste Ansatz: Sir Charles ist um sein Leben gelaufen – also muss es eine entsprechend ernste Bedrohung gegeben haben, und genau diese gilt es zu ermitteln.

Sherlock Holmes und Watson holen gemeinsam mit Mortimer den sympathischen Erben Sir Henry Baskerville in London ab. Der hat bereits eine schriftliche Warnung erhalten und außerdem sind ihm im Hotel nacheinander zwei Stiefel abhanden gekommen (noch dazu von

unterschiedlichen Paaren: erst einem neuen und dann einem alten). Weil Sherlock Holmes in London noch andere Pflichten zu erledigen hat, begleitet nur Watson Sir Henry nach Baskerville Hall. Dort kompliziert sich die Sache dadurch, dass sich im Moor ein geisteskranker Mörder herumtreibt, der aus dem Gefängnis geflohen ist. Watson schließt schnell Bekanntschaft mit den wenigen Nachbarn von Sir Charles, insbesondere mit dem zwielichtigen Insektenforscher Stapleton und dessen ausnehmend schöner Schwester.

Natürlich verliebt sich Sir Henry schnell in diese Miss Stapleton, die an ihm offenbar ebenfalls Gefallen findet. Schnell wird aber auch deutlich, wie gefährlich das Moor ist, weil es überall Stellen gibt, in denen man rettungslos versinkt, wenn man sie arglos betritt – Watson hat gleich zu Anfang in Begleitung Stapletons erlebt, wie ein wildes Pony im Moor zugrunde geht.

Zunächst macht sich das alte Dienerpaar Barrymoore verdächtig. Nach kurzem stellt sich jedoch heraus, dass der entflohenen Sträfling der Bruder der Frau ist, die sich heimlich um ihn kümmert. Watson bemerkt bei seinen Nachforschungen im Moor eine weiteren Fremden, findet dessen provisorische Unterkunft und wird bei deren Untersuchung überrascht: Es ist Sherlock Holmes, der gar nicht in London geblieben ist, sondern verdeckt seine eigenen Beobachtungen angestellt hat.

Wenig später müssen Beide hilflos miterleben, wie Sir Henry von einem gewaltigen Hund mit unnatürlich leuchtenden Augen zu Tode gehetzt wird – der Detektiv und sein Freund haben also auf ganzer Linie versagt und ihrem Schützling nicht zu helfen vermocht. Zum Glück handelt es sich bei dem Toten aber gar nicht um Sir Henry, sondern um den entlaufenen Sträfling, dem seine Schwester einen Mantel des jungen Baskerville zugesteckt hatte (der fremden Kleidung wegen ist er offenbar verwechselt worden). Sherlock Holmes stellt dem Täter daraufhin eine Falle, die freilich für Sir Henry hoch riskant ist: Er soll Stapleton besuchen und dann nachts allein über das Moor zurück nach Baskerville Hall gehen. In der Tat kommt es dabei zum Angriff des Hundes, den Sherlock Holmes aber gerade noch rechtzeitig erschießen kann.

## **6. Literarischen Konventionen im Kriminalroman**

Die Auflösung ist schließlich einfach: Der Mörder von Sir Charles ist der angebliche Schmetterlingsliebhaber Stapleton – dessen angebliche Schwester ist in Wahrheit seine Gattin, die er als Lockvogel eingesetzt hat. Der übernatürliche Hund erweist sich als ein zwar

ungewöhnlich großes, aber eben doch normales Tier, dessen besondere Wildheit sich dadurch erklärt, dass sein Besitzer ihn hat hungern lassen – auch das gespensterhafte Phänomen des Leuchtens erklärt sich naturwissenschaftlich simpel: Stapleton hat dem ›hound‹ Phosphor um die Augen geschmiert.

Auch das Motiv für die Verbrechen steht außer Frage: Stapleton gehört zur Familie der Baskervilles und wäre nach Sir Henrys Tod der nächste Erbe gewesen. Aufgrund der poetischen Gerechtigkeit braucht Stapleton bzw. Baskerville übrigens nicht der Polizei übergeben zu werden. Er versinkt vielmehr auf der Flucht im Moor – ganz eindeutig ist das freilich nicht, weil die Leiche im Moor nicht gefunden werden kann. Sherlock Holmes hat alle diese Zusammenhänge schnell durchschaut, weil er weiß, worauf es besonders ankommt: »Es ist von der höchsten Bedeutung in der Kunst der Detektion, dass man in einer Vielzahl von Fakten unterscheiden kann, welche davon belanglos sind und welche zentral«<sup>20</sup>.

Entscheidend waren für Sherlock Holmes – gleich von Anfang an – die verschwundenen Stiefel, die ihn auf die Idee gebracht haben, dass ein realer Hund im Spiel sein muss, da sie offensichtlich als Geruchsprobe benötigt wurden (der erste, noch unbenutzte Stiefel war daher nutzlos gewesen). Die Verwandtschaft Stapletons zu den Baskervilles hat Sherlock Holmes' genaues Auge am Porträt des verbrecherischen Hugo in Baskerville Hall beobachtet – ohne die historisch bedingte Haartracht hätte das alte Gemälde auch als exaktes Porträt von Stapleton gelten können. Das sind die entscheidenden Daten, die es dem genialen Detektiv ermöglicht haben, mit Hilfe seiner »imagination«<sup>21</sup> die Zusammenhänge zu entwickeln und unter rationale Kontrolle zu bekommen. Das ist zugleich ein besonders glückliches Beispiel dafür, was Abduktion heißt: Aus den vorhandenen Daten muss eine Arbeitshypothese abgeleitet werden (›Stapleton ist der Täter, der ein ganz normales Tier benutzt‹), die dann durch Beobachtungen bestätigt wird, um zuletzt die Lösung herbeizuführen und die Ordnung wiederherzustellen.

Genau dies ist das Bauprinzip der Gattung ›Roman‹ schlechthin, wie es in der griechisch-römischen Spätantike entwickelt wurde: Die Handlung wird so verwirrend wie möglich gestaltet – am Ende zeigt sich jedoch, wie alles immer schon zusammengepasst hat und einen vernünftigen Sinn ergibt, den jeder nachvollziehen kann. Den Kriminalroman als solchen darf man insofern unbesorgt als den Idealtyp des Romans schlechthin begreifen: Er gibt das Grundmuster allen Erzählens vor – und darin dürfte nicht der unwichtigste Grund für die

---

<sup>20</sup> Conan Doyle: *Memoirs of Sherlock Holmes*, S.407 (»It is of the highest importance in the art of detetction to be able to recognize, out of a number of facts, which are incidental and which are vital.«).

<sup>21</sup> Conan Doyle: *The Memoirs of Sherlock Holmes*, S. 344.

universale Beliebtheit dieser Art von Literatur liegen, die ja literarische Laien ebenso genießen können wie die Fachwissenschaftler.

Im Vordergrund steht also die Spannung: Wie kann das Rätsel, das anfangs aufgezeigt wird, einer plausiblen Auflösung zugeführt werden? Hinzu kommt gerade bei Conan Doyle, aber nach seinem Vorbild mehr oder weniger immer dort, wo es in Büchern oder Filmen um Verbrechen geht, die Verwandlung des an sich passiven Lesers in den Detektiv selbst: Conan Doyle gibt seinen Lesern alle Informationen, die auch Sherlock Holmes zur Verfügung stehen. Der Autor verführt sie auf diese Weise dazu, eigene Hypothesen zu bilden und in einen Wettkampf mit dem eigentlichen Ermittler zu treten: Schafft man es vielleicht sogar noch vor Sherlock Holmes, dem Täter auf die Spur zu kommen?

Dies ist natürlich unmöglich: weniger aus dem Grund, dass die artistische Genialität eines Sherlock Holmes weit über der kriminalistischen Einbildungskraft normaler Leser steht, als deshalb, weil die Kriminalgeschichte eine Schlusspointe braucht. In dieser Überraschung – einer plötzlichen Entladung nach so langem Spannungsaufbau – erfährt man als Leser eine Art von Katharsis, von Reinigung: Wenn der Täter überführt ist, dann stellt sich die Befriedigung darüber ein, dass alles wieder ins Lot gebracht ist, und zumindest in den klassischen Kriminalgeschichten darf man ja auch sicher sein, dass es zuletzt eine vernünftige Auflösung gibt – man kann sich also schon vorweg auf den abschließenden Lustgewinn freuen.

Beim *Hound of the Baskervilles* gelingt das deshalb so gut, weil sich der Verdacht zwar schnell auf den angeblichen Stapleton richtet, der eine gar zu unsympathisch-tückische Gestalt ist – als aber für Sherlock Holmes, Dr. Watson und den Leser bereits klar ist, dass Stapleton der Mörder sein muss, steigert sich die Erwartung an die Auflösung, wie Stapleton überführt und Sir Henry dabei gerettet werden kann. Deshalb muss Sherlock Holmes also ein so außergewöhnlicher Detektiv sein, und deshalb auch braucht er Dr. Watson als seinen Gehilfen. Dr. Watson vertritt im Text die Leser und deren Verständnisvermögen, das zwar weit führt, aber an den eigentlichen Sachverhalt doch nicht heran reicht – Sherlock Holmes kann demgegenüber verblüffen, weil nur er das begreift, was eigentlich jeder hätte begreifen müssen und doch nie wirklich begreift.

Was Conan Doyle also in das Erzählen von Kriminalfällen und deren Klärung als Standard eingeführt hat, ist die Beteiligung der Leser am Geschehen. Die Geschichte wird – über das Medium des teilnehmenden Erzählers Watson – so dargestellt, als würde sie sich gerade ereignen. Genauer gesagt: Natürlich wird im Rückblick erzählt, weil Dr. Watson die Niederschrift fraglos erst *post factum* anfertigen kann – die Lektüre lässt sich aber als

Gegenwart erleben, weil die Leser in der immer brav chronologisch berichteten Abfolge der Geschehnisse stets genau das wissen, was Dr. Watson im jeweiligen Augenblick gewusst hat. Anders als in seinen sonstigen Geschichten verstärkt Conan Doyle hier die Gegenwärtigkeit des Erzählens sogar dadurch noch, dass er Dr. Watson Briefe an Sherlock Holmes und vor allem Auszüge aus seinem Tagebuch einrücken lässt – »aktuelle« Dokumente, die den Leser direkt in das Geschehen einbeziehen.

Für diese Beteiligung der Leser an dem erzählten Geschehen ist der anfangs erwähnte Schauer von besonderer Bedeutung: Im *Hound of the Baskervilles* herrscht nicht bloß ständig eine Atmosphäre von Gefahr, sondern zugleich eine von Grauen, die sich auf die Leser überträgt – diese also erst recht in die Geschichte hineinzieht. Und umso größer ist die Befriedigung am Ende, wenn nicht nur die Gefahr beseitigt und die Gerechtigkeit wieder hergestellt ist, sondern auch die normale Weltordnung wieder gilt.

Die volle Aufklärung geschieht deshalb in einer ganz entspannten Situation: Wieder zurück in London und in der Baker Street deckt Sherlock Holmes auch noch die letzten Einzelheiten auf, die den vollen Einblick in die Zusammenhänge bieten und jetzt wirklich alles erklären. So funktioniert das klassische Kriminalschema: Das Rätsel wird vernünftig gelöst und alles ist am Ende ebenso klar wie geordnet – die Leser dürfen rundum befriedigt sein. Das setzt allerdings voraus, dass die Spuren tatsächlich zum Täter zurückführen. Bei Conan Doyle, der um 1900 und damit in der Hochzeit des Positivismus geschrieben hat, steht diese Prämisse völlig außer Frage: Zeichen verweisen auf Dinge und können zuverlässig gelesen werden, wenn man des Lesens mächtig ist. Was Sherlock Holmes tut, ist nämlich genau das, was jeder Leser tut: Er liest die Zeichen in ihrer logischen Ordnung, so wie wir Wörter in ihrer syntaktischen Abfolge lesen – so wie wir daher den Sinn von Sätzen entziffern können, so hat Sherlock Holmes die Botschaft der Spuren entziffert, die ihn auf deren Autor zurückverweisen, d. h. auf den Täter. Diese optimistische Zeichentheorie ist freilich seit einigen Jahren in Zweifel geraten, und vielleicht macht gerade das den höchsten Reiz einer klassischen Kriminalgeschichte heute aus, dass sie uns in die logisch weit bequemere Zeit vor den Zumutungen des Poststrukturalismus zurückführt: als man noch glauben durfte, dass jede Spur einen Urheber hat und jedes Zeichen eine ganz bestimmte, konkrete Bedeutung in der Realität.

Dass das in Wahrheit leider nicht so ist, wird übrigens im *Namen der Rose* erzählt: Gerade weil William von Baskerville ein nicht weniger genialer Detektiv ist als Sherlock Holmes, erlebt er mit seinen Ermittlungen ein komplettes Fiasko. Bei Umberto Eco führen die schönsten Spuren und geistreichsten Hypothesen trotzdem nicht zum Täter, sondern kreisen

in sich und lassen zwar eindrucksvolle Abduktionen zu, nicht aber deren Bestätigung. William Baskerville kann den wahren Täter zwar finden, aber das geschieht per Zufall und nur deswegen, weil alle Hypothesen irrig waren:

Ich habe nie an der Wahrheit der Zeichen gezweifelt, Adson, sie sind das einzige, was der Mensch hat, um sich in der Welt zurechtzufinden. Was ich nicht verstanden hatte, war die Wechselbeziehung zwischen den Zeichen. [...] Ich bin wie ein Besessener hinter einem Anschein von Ordnung hergelaufen, während ich doch hätte wissen müssen, daß es in der Welt keine Ordnung gibt.<sup>22</sup>

Das braucht uns aber nicht wirklich zu bekümmern. Was Conan Doyle noch nicht wusste und erst Umberto Eco erzählt, ist tröstlich genug:

Die Ordnung, die unser Geist sich vorstellt, ist wie ein Netz oder eine Leiter, die er sich zusammenbastelt, um irgendwo hinaufzugelangen. Aber wenn er dann hinaufgelangt ist, muß er sie wegwerfen, denn es zeigt sich, daß sie zwar nützlich, aber unsinnig war.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Eco: *Name der Rose*, S. 650.

<sup>23</sup> Eco: *Name der Rose*, S. 651/25.